

Ihr habt die Macht in Händen.

231 281 Frauen waren zur Leipziger Stadtverordnetenwahl wahlberechtigt, 40 000 mehr als wahlberechtigte Männer vorhanden waren. Das zahlenmäßige Übergewicht der Frau gibt ihr die Entscheidung in die Hand in allen Fragen, die auf parlamentarischen Wege gelöst werden können oder sollen. Deshalb versuchen alle politischen Parteien, die Frauen für sich zu gewinnen. Die Bürgerlichen haben noch den Trost, daß in Leipzig die Zahl ihrer Wählerinnen immer noch um 7404 höher ist als die der sozialistischen Wählerinnen, da insgesamt 93 945 bürgerliche den 86 541 sozialistischen weiblichen Stimmen gegenüberstehen.

Der Vorsprung ist nicht groß, den das Bürgertum hat. Seine einzige Rettung ist der Unverstand der Massen seiner Wählerinnen, die zu einem sehr großen Teil aus Proletarierinnen bestehen.

Tausende von Arbeiterfrauen und -mädchen haben noch die Feinde ihrer Klasse gewählt, weil sie den Einflüssen unterlegen sind, die die herrschende Klasse mit vollem Bewußtsein auf die Frau überhaupt und auf die proletarische Frau im besonderen ausübte, um sie von der Erkenntnis ihrer Klassenlage, von bewusster Teilnahme am öffentlichen Leben, von jeder politischen Betätigung fernzuhalten.

51 000 Frauen haben in Leipzig von ihrem Wahlrecht keinen Gebrauch gemacht!

Sie gehörten zweifellos in ihrer großen Mehrheit proletarischen Schichten an, denn die bürgerlichen Frauen wurden bei diesem Kampfe, in dem die wichtigsten Profitinteressen des Bürgertums zu verteidigen waren, durch ihr Klasseninteresse zur Wahlurne getrieben.

Proletarierinnen waren es, die den Wert ihres Stimmrechts, die die Bedeutung des Klassenkampfes, der in der Form dieses Wahlkampfes sich abspielte, nicht erkannten. Das ist die Folge der Erziehung, die das Weib in der kapitalistischen Gesellschaft erhalten hat.

Wenn wir die Frauen aus proletarischen Kreisen, die überhaupt nicht oder unsere Gegner gewählt haben, nicht nur als Wählerinnen gewinnen, sondern zum Klassenbewußtsein erziehen wollen, steht uns eine gewaltige Aufgabe bevor. Sie ist groß, sie ist ungeheuer, aber sie muß gelöst werden.

Der Einfluß des Bürgertums auf die proletarische Frau muß gebrochen werden!

Ein großer Teil unserer bisherigen Organisationsfähigkeit und unserer Propagandarbeit muß darauf eingestellt werden.

Dem Bürgertum stehen besonders zur Beeinflussung der Frau die zahlreichsten Hilfsmittel der kirchlichen Organisationen zur Verfügung, die mit zusammengebelegten Wohltätigkeitsgesellschaften, zum nicht geringen Teil auch mit häuslichen Mitteln, durch Armen-, Hauspflege, Tätigkeit in Mädchenhorten, Armen-, Kinderbewahranstalten und allen der öffentlichen und privaten Fürsorge gewidmeten Organisationen ihren Einfluß bis tief in die Familien hinein ausüben. So helfen sie zwar unmerkbar nach außen hin, aber um so nachhaltiger besonders die proletarische Frau an die kirchlich-bürgerliche Ideologie.

Je länger das Bürgertum und vor allem die Kirche den Apparat der gemeindlichen Fürsorgetätigkeit beherrschen, je weniger unsere Genossen und Genossinnen sich darauf einstellen, durch ihre tätige Mitarbeit im sozialistischen Sinne die Vorherrschaft des Bürgertums zu beseitigen, um so länger wird es dauern, viele proletarische Frauen von starken arbeitserfindlichen Einflüssen zu befreien.

Vor acht Tagen hat unsere Stadtverordnetenkonstantion den Antrag gestellt, das Ortsgebiet für Armenfürsorge zu ändern, damit die Möglichkeit geboten ist, die ehrenamtlich tätigen Pfleger direkt von der Bevölkerung des betreffenden Distrikts zu wählen, während jetzt das Armendirektorium nur jemand wählen kann, den die Pfleger selbst vorschlagen.

Ein solcher Posten ist nicht leicht. Er erfordert gewissenhaftes Arbeiten, großes soziales Verständnis und ein peinliches Rechtsgefühl. Zweifellos werden sich nicht nur unter unseren Genossen, sondern vor allem auch unter den Genossinnen genügend Personen finden, die den Aufgaben gewachsen sind. Darüber muß in den Frauendiskussionsabenden und in den Ortsvereinsversammlungen gesprochen werden.

Die kirchliche Hauspflege bietet den kirchlichen Helferinnen ebenfalls ein Mittel, durch notwendige Hilfeleistungen bei Wählerinnen und Kranken Beziehungen zu den einzelnen Familien anzuknüpfen und besonders die Frau an die kirchliche Organisation zu fesseln. Sollte das proletarische Solidaritätsgefühl unserer Genossinnen nicht imstande sein, eine ähnliche hilfsbereite Gemeinschaft zu bilden? Man unterschätze diese „Kleinigkeiten“ ja nicht, sie erscheinen als Zwirnstränge, bilden aber in Wirklichkeit eine für viele unzerstörbare Kette, die besonders die proletarischen Frauen umschließt.

Eine besondere Domäne der Kirche waren bisher die Mädchenhorte, wo wohlwärtige und fromme Damen der bürgerlichen Gesellschaft die Proletarierkinder in ihrem Sinne erziehen.

Diese Horte, deren Kosten nur zu einem Zwölftel von dem Fortverein selbst aufgebracht wurden, sind endlich verstaatlicht worden. Es wurde für jeden Hort ein Fortauskunft gebildet, in den jeder Elternrat der zu dem Hort gehörenden Schulen ein Mitglied zu entsenden hat. Hier müssen unsere Elternräte auf dem Posten sein. Die Mädchenhorte dürfen nicht mehr ein Tummelplatz frommer Beschworesen bleiben, sondern müssen im Einverständnis mit der Lehrerschaft zu pädagogisch wertvollen Hilfsorganisationen der Schule für alle sie besuchenden Kinder umgestaltet werden. Die Zeit vor Weihnachten zeigt ja gerade hier, wie leicht und unüberlegt Arbeitermütter ihre Kinder realen Einflüssen überlassen. Da es in manchen solchen Horten eine kleine Weihnachtsfeier gibt, wurden vor dem Fest meist ungewöhnlich viel Kinder angemeldet. Um einiger arbeitsloser Geschenke willen überließen die Mütter ihre Kinder Leuten, die sie besonders in der Weihnachtszeit ganz bewußt mit Ideen erfüllen, von denen sich die Arbeiterschaft längst freigemacht hat. Da bringen es die Mütter noch fertig, für „Wohltaten“ dankbar zu sein und ihre Kinder zur Demut erziehen zu lassen, statt sie darüber aufzuklären, daß es die Pflicht der Gesellschaft ist, die Not zu lindern.

Unsere Arbeiterfrauen zum Klassenbewußtsein zu erziehen, ist die nächste dringendste Aufgabe der Partei auf agitatorischem Gebiete. Sie sollen sich nicht mehr als Objekte bürgerlicher Wohltätigkeit fühlen, sondern die ihnen zustehenden Rechte von der Gesellschaft fordern und sie erkämpfen lernen.

Wollen wir sie dazu befähigen, müssen wir sie von den Einflüssen des Bürgertums befreien.

Der Kampf um die öffentliche Armenpflege, der Kampf um die Erziehung der Kinder, der Kampf um das Zurückdrängen des kirchlichen Einflusses ist ein Teil unseres Klassenkampfes, der von unseren Genossen und Genossinnen noch lange nicht seiner Bedeutung entsprechend eingeschätzt wird.

Nur dann wird der Kampf der Arbeiterklasse von Erfolg sein, wenn sie ihn mit der gleichen Entschlossenheit wie gegen die ökonomische Sklaverei auch um die geistige Befreiung des Proletariats führt.

Die Frau, die natürliche Verbündete des Proletariats, wird unsere eifrige Mitkämpferin werden, wenn wir sie von den Hemmnissen befreien. Intensive, hingebende unermüdete Kleinarbeit ist auch hier wie immer die Voraussetzung für unsere Erfolge.

Parteiorganen, an die Arbeit!

Weihnachten — Sonnenwende.

„Weihnachten, das traute Fest im Kreise der Familie, Tannenbaum, Lichterglanz, Stollen und frohe Gesichter, das soll nicht mehr sein? Weihnachten, das Wort, das jedes Kinderherz wochenlang höher schlagen läßt, dieses Wort soll seine Bedeutung verlieren?“ — So fragt oder denkt manche Mutter, und viele andere Menschen auch. Ich habe selbst einmal so gedacht. Aber nicht starren Widerstand gegen das Neue hat dieser Gedankengang in mir ausgelöst, sondern ich habe gesucht, die tiefere Ursache dieser Umwälzung verstehen zu lernen. Heute denke ich anders. Worauf sich diese Wandlung stützt, möchte ich in wenigen Zeilen hier niederlegen, hoffend, daß es einem oder dem andern Menschen nützen möge, sich frei zu machen von altem, anerzogenem Vorurteil.

Was ist Weihnachten eigentlich? Es ist ein christliches, also ein kirchliches Fest. Fragen wir doch einmal den Herrn Pastor, der ja um diese Dinge am besten Bescheid wissen wird. Er wird uns sagen: „Weihnachten ist das Geburtsfest unseres Herrn und Heilands. Es ist ein Fest der christlichen Liebe und Güte. Um diese zum Ausdruck zu bringen, bestrebt man sich gegenseitig. Den Kindern, die das noch nicht verstehen, bereiten liebende Eltern Freude und vergnügen beim Anblick der frohen Kinderherzern gern auf Dank und Anerkennung. Sie sagen den Kindern, das Christkind und der Knecht Ruprecht seien dagewesen und hätten all die schönen Sachen gebracht. Dadurch wird schon in die Kinder die Liebe zum Heiland gepflanzt. So ungefähr wird der Herr Pastor sagen. — Und die Kinder armer, unentwickelter Eltern? Für die gibt es keinen Knecht Ruprecht und kein Christkind, für die hat die Kirche nur die Lehre vom irdischen Jammertal, vom Entbehren und Dulden und vom letzten Leben im Jenseits. Ist das ein Fest der Liebe? Nein. Dieses Weihnachtsfest ist kein Fest, das dem inneren Wesen der christlichen Religion entspringen ist. Nicht überall, wo das Christentum seinen Eingang findet, wird „Weihnachten“ gefeiert. In Frankreich und England z. B. kennt man weder Weihnachten in unserem Sinne, noch den Christbaum. Das erklärt sich daraus:

Die alten Germanen, die eben um die Zeit, als Christus geboren wurde, hier in unserer Heimat, in unserm Deutschland lebten, waren ein Volk, das noch sehr von der Natur abhängig war. Sie hatten noch keine Häuser aus Stein, sondern nur Hütten aus Fachwerk. Während der kalten Jahreszeit, also im Winter, lebten sie, wie die Geschichte berichtet, oft in Höhlen, über die sie Baumstämme und Laub deckten, um sich so vor der Kälte zu schützen. Sie wußten noch nichts von einem allmächtigen Gott, sie hatten ein fanges Heer von Göttern, die für Ordnung in der Natur sorgten. Von den die Natur beherrschenden Kräften hatten sie noch keine Ahnung. Aber sie wußten aus der Erfahrung genau, daß nach dem Winter der kalten trauen Jahreszeit, der Frühling kam, dem der Sommer folgte. Sie wußten, daß es alljährlich einen Tag gab, an dem der Sonnengott in seinem Wagen den kleinsten Kreis am Himmel zog. Aber von diesem Tage an stieg die Sonne wieder höher und höher. Dieser Tag war der Tag der Winter Sonnenwende. Neue Hoffnungen belebte an diesem Tage die Menschen, weil nun die schlimmste Zeit überwunden war. Nun ging es ja wieder aufwärts, dem Frühling entgegen. Dieser Tag mußte festlich begangen werden. Was draußen in der Natur an Grünem noch zu entdecken war, wurde ins Haus gebracht, das Herdfeuer mußte zum Zeichen der Hoffnung und der Freude hell aufleuchten. Große Gesichter wollte man an diesem Tage um sich sehen. Darum besenkte man sich gegenseitig mit Spangen, Knöpfen, Zierstücken und andern Kleinigkeiten. Die Tage um die Winter Sonnenwende waren heilig. Sechs Nächte vorher und sechs Nächte nachher begaben sich die Götter in höchst feierlicher Person hinauf auf die Erde und küßten den schlafenden Menschen im Traume zu, was ihnen das kommende Jahr bringen werde.

Einige hundert Jahr später kamen die Römer und zwangen dem alten germanischen Naturvolk das Christentum mit Krieg und Mord und Feuer auf. Jedoch so ganz restlos gelang das nicht gleich. Es gab da manche Klippen zu überwinden. Eine der schwierigsten war das Sonnenwendfest. Das wurzelte so tief im Volksleben, daß selbst Krieg und Feuer es nicht zu beseitigen vermochten. Man mußte sich da anders helfen und fand auch einen Ausweg. Das Sonnenwendfest wurde als Geburtsfest des Heilands erklärt. Der grüne Tannenbaum, das Zeichen der Hoffnung, wurde zum Christbaum gemacht. Ein Brauch nach dem andern wurde von der Kirche übernommen und umgedeutet. Was aber die Kirche nicht übernahm und erklärt, das lebte im Herzen des Volkes weiter, so z. B. die zwölf heiligen Nächte. Was man während dieser zwölf Nächte träumt, das geht auch heute noch in Erfüllung, wie die ganz klugen Leute behaupten. Noch so mancher alte oberläubische Brauch läßt sich erklären, wenn man seinen Grund in den Sitten des alten heidnischen Sonnenwendfestes sucht.

Wir aber, die wir wissen, wie es um das Weihnachtsfest bestellt ist, wir wollen diesen alten Tanz nicht mehr mitmachen. Für uns ist die Sonnenwende, genau wie für die alten Germanen, der Tag, daß der Frühling wiederkommt. Und wir haben auch alle Grund, uns nach der schönen Jahreszeit zu sehnen. Kommen doch dann wieder die Tage, die wir draußen im Freien verbringen, an denen wir die Enge der Großstadt fliehen können. Wir wollen das Sonnenwendfest nicht im Sinne der alten Germanen feiern. Wie ihren Göttern opferten denn wir kennen die Zusammenhänge in der Natur besser als jene. Wir wollen aber auch nicht das alte „Weihnachten“ mit seiner innerverwirrenden Mistik feiern, wir wollen ein Fest der Freude begehen, so wie es unserm Gefühl, dem Gefühl der wissenden Menschen entspricht. Wir wollen uns nicht an Sitten und Gebräuche binden, sondern nur, soweit wir ein dieser Sitten schön und gut finden, wollen wir sie erhalten. Was unserm inneren Wesen unweiblich ist, wird über Bord geworfen. Zu den guten alten Sitten aber fügen wir frei hinzu, was für uns Menschen von heute nötig ist. So wollen wir unser Sonnenwendfest als unser Fest, in unserm Sinne feiern.

Auch viele der schönen Weihnachtsmelodien sitzen noch tief im Herzen des Volkes. Es wäre taktlos, sie abzuwerfen, so manche schöne Weise, wenn sie uns mit der Weihnachtsfeier verloren gehen sollte. Hier gibt es eine dankbare Aufgabe zu lösen an der zu helfen jedermann berufen ist. Unsere Genossinnen, die unsere Jugendgruppen

leiten, werden sich den Dank vieler Arbeiterfamilien erwerben, wenn sie den Kindern solche Weihnachtsgefangen in unserm Sinne lehren würden. Hier an dieser Stelle wäre vielleicht der geeignete Platz, an dem neue Liedertexte auf alle Weisen veröffentlicht werden könnten, um sie so der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Um mit gutem Beispiel voranzugehen, lasse ich hier das schöne Lied von Schulte vom Brühl folgen:

Mel.: Der Gott, der Eisen wachsen ließ . . .
Und flücht es, was es flüchten mag,
Und schneit es ohne Ende,
Es kam herauf der Siegestag
Der Winter Sonnenwende.
Zuhanden ward des Feindes List,
Es liegt der Gott der Sonne.
Kennst ihn getroffen den heil'gen Christ,
Den Spender aller Rönne.

Die Finsternis, des Bösen Hort,
Die muß vor ihm zerfallen,
Sein Schwert heißt Wahrheit und sein Wort
Ist Glauben, Hoffen, Lieben.
Er sinnet Glüd, und sein Begehrt
Ist, Frieden zu bestellen;
Der Frühling zieht mit ihm daher,
Dem Könige der Ehren

So windet denn den Fichtenkranz,
Und küßt die Opferschalen
Und laßt den Weihnachtslichterglanz
In alle Herzen strahlen!
Und komme, was nur kommen mag,
Das Dunkel geht zu Ende;
Drum feiert, feiert froh den Tag
Der Winter Sonnenwende!

D.

Der Sozialismus als Erlöser der Kinder.

In dem Uebermaß von Not und Elend, mit dem heute das Leben des Proletariats angefüllt ist, ist die tragischste und folgenschwerste Erscheinung das jämmerliche Hinsinken von Hunderttausenden von Kindern, die schuldlos und hilflos in Entbehrungen und Krankheiten, verstrickt an Leib und Geist, von Geburt an ohne einen Schimmer von Kindheitsglück dahinwelken: die entsetzliche Anklage gegen die Vergangenheit, die schwerste Gefahr für die Zukunft.

Es gibt keinen Ort mehr in Stadt und Land, wo uns nicht daselbe Elendsbild entgegenstarrt: in den dunklen, haufälligen, feuchten, überfüllten Wohnungen der ausgeemigerten kleinen Gestalten mit den Zeichen von Rachitis, Skrofuloze, Tuberkuloze und Unterernährung.

Die Berichte sind entsetzlich:
In München waren von 84 000 schulärztlich untersuchten Kindern 40 000 höchst ungenügend und 25 000 vollständig minderwertig ernährt.

In Breslau sind von 108 000 Schulkindern 50 000, ebenfalls fast die Hälfte, unterernährt.

In Essen sind laut Bericht des Stadtmedizinalrates vom 1. Quartal 1920 20 Säuglinge durch die Folgen ungenügender Ernährung geradezu verhungert. (Die Mütter sind stillunfähig.)

Der Stadtschulrat in Karlsruhe berichtet, daß von etwa 16 000 Schülern mindestens 50 Prozent tuberkulös infiziert, 25 Prozent skrofuloz und circa 90 Prozent überhaupt unterernährt sind.

In Erfurt waren von 19 824 Kindern normal ernährt 1380, leicht unterernährt 7564, ausgesprochen unterernährt 9042, schwer unterernährt 1838 (bei tuberkulöser, chronisch kranker usw.).

Im Freistaat Sachsen gehörten von 173 780 Kindern zur Gruppe 1 (normal ernährt) circa 21 Prozent, zur Gruppe 2 (leicht unterernährt) circa 28 Prozent, zur Gruppe 3 (ausgesprochen unterernährt) circa 34 Prozent, zur Gruppe 4 (schwer unterernährt) circa 17 Prozent.

In den oberbayerischen Bergwerksbezirken sind 70 Prozent der Kinder unterernährt.

Nach ärztlichem Bericht gibt es in Unterweißbach, einem Ort im Thüringer Wald von circa 1000 Einwohnern, fast kein Haus, in dem nicht mindestens ein Tuberkulosekranker oder Tuberkuloseverdächtiger ist. 1 Prozent der Kinder dieses Ortes waren gut ernährt, über 80 Prozent mittel bis schlecht ernährt; 84 Prozent der Kinder hatten ein schlechtes Gebiß.

Aus Mainz wird berichtet, daß 30 bis 40 Prozent der Schulkinder tuberkulös sind.

In Hörde i. W. sind von 22 994 untersuchten Kindern 20 Prozent an Tuberkuloze erkrankt.

Nach einem Bericht des Berliner Statistischen Amtes starben an Tuberkuloze Kinder im 3. Lebensjahre im Jahre 1919 300 Prozent mehr als im Jahre 1913; ebensosehr Ergebnisse, allein an Tuberkulosesterblichkeit, liegen aus Essen vor. (Zur Aufklärung: In Berlin müssen insgesamt rund 600 000 Menschen in Wohnungen hausen, bei denen mehr als fünf Personen auf jedes Zimmer kommen! Ferner: nach der letzten Zählung soll es in Berlin 27 792 „überfüllte“ Wohnungen geben, d. h. solche, in der mindestens sechs Personen ein heizbares Zimmer haben!)

In Hamburger Schulen befinden sich circa 56 000, d. h. 35 Prozent unterernährte und schwächliche Kinder.

In München fand man ein sechsjähriges Mädchen in einem Walsford ein halbjähriges Kind auf den Tisch geplatzt, zwei Kinder von drei und vier Jahren in Reisefloren, ein einjähriges Kind in einer Fußschachtel, berichtet Oberstweber Woerner aus München.

Nicht oft und nicht eindringlich genug können solche Tatsachen in die Erinnerung gerufen werden. Nicht um Mitleid zu erregen und ein paar Prosaen dagegen zu erhalten. Nein, um den Proletariern und vor allem den Frauen zu zeigen, wie die bürgerliche Gesellschaft ihre Kinder verkommen läßt, und wie notwendig es ist, nach dem Besten aller Kräfte zu streben, um die Gesellschaft zur Erfüllung zu zwingen.

Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft — das heißt, genau gesprochen, die schriftlich überlieferte Geschichte — ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Junkbürger und Geselle, kurz: Unterdrückter und Unterdrückter standen in stetem Gegensatz zueinander, führten einen ununterbrochenen, bald verdeckten, bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen. In den früheren Epochen der Geschichte finden wir fast überall eine vollständige Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Stände, eine mannigfaltige Abstufung der gesellschaftlichen Stellungen. Im alten Rom haben wir Patrizier, Ritter, Plebejer, Sklaven; im Mittelalter Feudalherren, Vasallen, Junkbürger, Gesellen, Leibeigene und noch dazu in fast jeder dieser Klassen wieder besondere Abstufungen. Die aus dem Untergang der feudalen Gesellschaft hervorgegangene bürgerliche moderne Gesellschaft hat die Klassengegensätze nicht aufgehoben. Sie hat nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an die Stelle der alten gesetzt. Untere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, zeichnet sich jedoch dadurch aus, daß sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat.

R. Marx